

Andreas Gößling
SuperNatural Secret Agency
Geheimagent auf Elfenjagd





DER AUTOR

Andreas Gößling, geboren 1958, lebt und arbeitet als freier Autor in Coburg. Der promovierte Literatur- und Kommunikationswissenschaftler beschäftigt sich seit vielen Jahren mit fantastischen, mythen- und kulturgeschichtlichen Themen, insbesondere mit der alten Maya-Kultur, mit Drachenmythen und Schöpfungslegenden. Neben Romanen für jugendliche und erwachsene Leser hat er auch zahlreiche Sachbücher veröffentlicht.

Von Andreas Gößling ist bei cbt bereits erschienen:

Die Dämonenpforte (30491)

SuperNatural Secret Agency –

Die Rache der Vampirgeister (30699)

SuperNatural Secret Agency –

Die Zwergenverschwörung (30781)

Andreas Gößling

SUPERNATURAL
SECRET AGENCY

**Geheimagent
auf Elfenjagd**

cbt



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Originalausgabe März 2012

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2012 cbt/cbj Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Frank Griesheimer

Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung, Bielefeld

SK · Herstellung: AnG

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30698-7

Printed in Germany

www.cbt-jugendbuch.de

Kapitel I

Brianna

eins

»Pass auf, Felisa«, sage ich, »da ist es gefährlich.«

Ich will nach ihrer Hand greifen, um sie von dem wacklig aussehenden Mauersims wegzuziehen. Aber Felisa macht blitzschnell einen Schritt zur Seite.

»Gefährlich ist höchstens dein Blick, Alien«, sagt sie und starrt mich an.

»Gruselig, wie seine Augen glühen«, pflichtet ihr Jessica bei. »Als ob er nicht ganz richtig verdrahtet wäre.«

»Arvid«, mischt sich auch noch Lena ein, »was ist das überhaupt für ein Name?«

»Na, eben ein Alien-Name«, sagt Felisa und pustet sich eine schwarze Haarsträhne vom linken Auge weg.

»Oder ganz einfach mein Name?«, schlage ich vor.

Jetzt starren mich alle drei an. Abweisend, aber gleichzeitig eine Spur ängstlich, so als hätte ich sie irgendwie bedroht.

»Ist ja schon gut«, sage ich. »Ich dachte nur ...«

Ich beiße mir auf die Unterlippe. Schließlich kann ich Felisa nicht gut erzählen, was ich gerade erst vor ein paar Augenblicken vor mir gesehen habe: wie sie rückwärts über diese Mauerüberreste stolpert. Wie sie den steilen Hang runterkollert und ein ganzes Stück weiter unten in

einer Art Felsrinne liegen bleibt. Sie würde mich sonst nur für noch abgedrehter halten als sowieso schon. Und natürlich würde sie mir nicht glauben, dass mir so etwas schon mehr als einmal passiert ist: Wie in einem alten Schwarz-Weiß-Film sehe ich schattenhaft irgendeine Szene vor mir, die sich kurz darauf in Wirklichkeit mehr oder weniger genau so abspielt.

Gerade in diesem Moment macht Felisa einen halben Schritt nach hinten, stolpert und verliert das Gleichgewicht. Ihre Augen werden groß, sie fuchtelte mit den Armen und fällt rückwärts über den Mauersims.

Mit einem Sprung bin ich bei den Überresten des uralten Gemäuers, das mir gerade so bis zu den Knien reicht. Da unten liegt Felisa, ganz genau wie ich es eben vorausgesehen habe.

Der Wind pfeift um Felszacken und Mauerbrocken hier oben auf dem Mount Brandon. Frau Krofinger, unsere Lehrerin, ist mit dem Rest der Klasse längst in der Ruine des altirischen Sonnengotttempels verschwunden. Von links her, tief unter uns, schickt der Atlantik eine schaumgekrönte Riesenwelle nach der anderen gegen das Steilufer an der Westküste Irlands. Noch aus dieser Höhe ist das Donnern der Wellen zu hören, wenn sie gegen die Felswand krachen und zu Milliarden Tropfen zerplatzen. Möwen kreischen und schießen im Sturzflug auf das Meer hinab.

»Bleibt hier«, sage ich zu Jessica und Lena, »ich klettere runter und helfe ihr.«

Sie schauen sich um, wechseln dann hilflose Blicke. Anscheinend ist Jessica so wenig wie Lena versessen darauf, den rutschigen Hang hinunterzukraxeln, um ihrer besten Freundin wieder auf die Füße zu helfen.

Schließlich zuckt Jessica mit den Schultern. »Aber

schnell«, sagt sie zu mir in einem Tonfall, als ob ich einer der Gärtner bei ihr zu Hause wäre. Oder sogar eines der quiekenden Rassehündchen, die ihre Mutter manchmal mitbringt, wenn sie Jessica von der Schule abholt. In einem Riesen-SUV, der bestimmt dreimal so viel gekostet hat, wie meine Mutter das ganze Jahr über verdient.

Irgendwie haben sie schon recht, denke ich. Für Felisa und ihre Freundinnen bin ich ein Alien. Nicht nur weil um mich herum manchmal spukhafte Dinge passieren. Und nicht nur, weil ich so dünn und blass bin, mit Haaren wie Flachs und grünen Augen, die wirklich ein bisschen wie Kontrolllampen bei einem Roboter aussehen. Sondern vielleicht auch deshalb, weil ich mit meiner Mutter in einer ziemlich armseligen Mietwohnung lebe – statt in einer Villa mit Park oder zumindest in einem gediegenen Einfamilienhaus wie fast alle anderen in unserer Klasse. Der 9c am Wohlthat-Gymnasium in Berlin Steglitz. In unserem Stadtteil gibt es viele »gute« und ein paar »weniger gute Ecken«, und der Teil der Pfalzgrafenstraße, in dem ich wohne, gehört eindeutig zu den weniger guten. Jedenfalls in den Augen von Jessica & Co.

Während mir diese Gedanken durch den Kopf gehen, klettere ich schon die staubige Böschung hinunter. Im nächsten Moment kauere ich neben Felisa. Sie sieht mich mit einem benommenen Lächeln an, als versuchte sie, sich zu erinnern, woher sie mich kennt.

»Ich bin's – Arvid«, sage ich.

Sie hört schlagartig auf zu lächeln.

»Der Alien aus der 9c«, füge ich hinzu und mustere besorgt ihren linken Fuß. Er sieht irgendwie verdreht aus, und als ich mit zwei Fingern ganz sachte ihren Knöchel berühre, stöhnt Felisa auf.

»Lass das, Idiot«, presst sie hervor. »Du tust mir weh, verdammt noch mal!«

Ich hole tief Luft. Ich bin in dich verliebt, Felisa, denke ich, aber heißt das, dass du mich für den Rest meines Lebens beschimpfen darfst?

Einen Augenblick lang grübele ich an dieser Frage herum, dann lasse ich es wieder sein. Schließlich weiß ich nicht einmal, wie ich Felisa auf ihre Füße hieven soll, ohne dass sie gleich aufs Neue loszert.

Suchend sehe ich mich um – weit und breit kein Ast, kein Stock, auf den sie sich beim Aufstehen stützen könnte. Ich verdrehe mir halb den Nacken und schaue zu Jessica und Lena hinauf, die in erstarrter Haltung über die Mauer gebeugt sind. Auf diesem seltsamen Berg wächst kein Baum, nicht mal ein einigermaßen solider Busch. Nur staubgraues Gras, das einen zähen Eindruck macht, und halb tote Farnwedel.

Bei allen altirischen Zauberpriestern – wie soll ich Felisa nur den Hang wieder hinaufbugsieren? Wahrscheinlich würde sie lieber für den Rest des Tages auf dem unbequemen Steinboden liegen bleiben, als freiwillig einen Arm um meine Schultern zu legen.

Wieder schaue ich mich nach links und rechts um – und gerade da taucht der Miniatur-Ziegenbock auf. Mit all dem peinlichen Drum und Dran, wie jedes Mal, wenn er plötzlich vor mir aus dem Boden wächst. Mit gedämpftem Donner und winzigen Blitzen wie beim Tischfeuerwerk. Und mit dem grässlichen Gestank, der jedes Mal noch Stunden später in der Luft schwebt, wenn der verdammte Bonsai-Bock bei mir zu Hause wieder mal aufgekreuzt war.

Dwinte, so heißt er – keine Ahnung, woher ich das weiß. Keine Ahnung, was es mit dem Mistvieh überhaupt auf

sich hat – warum es seit mehr als drei Jahren hinter mir her ist. Warum ich nicht einfach ein Junge wie alle anderen sein kann. Timm und Julian kriegen ja schließlich auch keine verwackelten Schwarz-Weiß-Visionen. Im Gegensatz zu mir können sie auch nicht ab und zu die Gedanken von anderen Leuten lesen. Um sie herum fangen niemals irgendwelche Sachen an, plötzlich in der Luft herumzuschweben – ein MP3-Player zum Beispiel oder ein tibetisches Zweihandschwert. Und schon gar nicht werden Julian oder Timm oder all die anderen Jungen aus meiner Klasse seit ihrem zwölften Geburtstag von einem stinkenden Ziegenbock in Zwergpudelgröße heimgesucht.

Felisa hat sich im Liegen halb aufgerichtet und starrt mit verschleierte Augen zu der Stelle weiter unten in der Felsrinne, an der Dwinte aus dem Boden gewachsen ist. Der Donner ist verhallt, die Blitze sind verblasst. Nur der strenge Geruch hängt noch in der Luft.

»Was ... was ist ...?«, murmelt sie im Tonfall einer Schlafwandlerin.

Rasch werfe ich wieder einen Blick zu Jessica und Lena. Sie schauen immer noch wie erstarrt zu Felisa und mir hinunter, als dürften sie uns keinen Moment aus den Augen lassen. Dabei kann ihnen das Spektakel, mit dem Dwinte erschienen ist, eigentlich nicht entgangen sein. So wenig wie ihrer Freundin Felisa, die mich plötzlich beim Arm packt und sich aufzurappeln versucht.

»Ja, hilf mir doch mal, herrje!«, stößt sie hervor.

Sie stützt sich auf mich, lehnt sich gegen mich, während wir beide uns gleichzeitig aufrichten. Eng an mich gedrückt, bleibt sie einen Moment lang stehen. Sie ist außer Atem, ich dagegen vergesse vor Überraschung beinahe, Luft zu holen. Habe ich mir das nicht immer gewünscht?

Erträumt und ausgemalt? Felisa in meinen Armen, so nah bei mir, dass ich ihren Atem an meinem Hals spüre, ihr Haar mich an der Wange kitzelt.

Verstohlen atme ich ihren Duft ein. Mein Herz schlägt dreimal so schnell wie gewöhnlich, mindestens. Bis ich merke, dass sie nur Augen für Dwinte hat. Auf meinen rechten Arm gestützt, hinkt sie die Felsrinne entlang, zieht mich mit sich, auf den Miniatur-Ziegenbock zu.

»Keine Ahnung ...«, fange ich an und breche gleich wieder ab.

Felisa achtet nicht auf mich. Mir ist nicht klar, ob sie Dwinte wirklich sieht, ob er überhaupt für irgendwen außer mir sichtbar ist. Einerseits hoffe ich natürlich, dass weder Felisa noch ihre beiden Freundinnen oben auf der Bergkuppe den kleinen, schmutzig weißen Ziegenbock mit seinem lächerlichen Bärtchen und den kunstvoll in sich verdrehten Hörnern wahrnehmen können. Aber andererseits: Falls wirklich nur ich Dwinte sehen kann – heißt das nicht letzten Endes, dass ich verrückt bin? Dass ich zumindest ab und zu mal Wahnvorstellungen habe?

Felisa jedenfalls humpelt geradewegs auf Dwinte zu. Der steht regungslos da, schaut schläfrig in unsere Richtung und scheint sich nicht besonders für uns zu interessieren. Manchmal scharrt er mit seinem linken Vorderfuß irgendwelche seltsamen Zeichen in den Boden, bevor er wieder verschwindet. Manchmal schmeißt er auch ein paar Blumentöpfe oder sonst etwas um, und dann wieder schaut er mich nur so wie heute an – oder eigentlich eher an mir vorbei – und verschwindet kurz darauf wieder.

So macht er es auch diesmal: Noch bevor die eifrig hinkende Felisa mit mir als lebendigem Krückstock bei ihm angekommen ist, beginnt Dwinte wieder zu verblassen.

Ein paar Herzschräge lang schwebt sein Bild noch über dem kahlen Steinboden, löst sich langsam auf und ist weg. Nur der herbe Bocksgestank hängt noch in der Luft. Wo Dwinte gestanden hat, ist jetzt überhaupt nichts Auffälliges mehr zu sehen.

Außer einem kreisrunden Loch im Felsboden, gerade so groß, dass man einen Fuß hineinsetzen kann.

zwei

Felisa ist stehen geblieben und schaut benommen um sich, so als würde sie sich fragen, wie sie eigentlich an diesen Ort geraten ist. Aber ich ziehe sie behutsam weiter – bevor sie richtig zu sich gekommen ist, muss die Operation über die Bühne gegangen sein.

Die Operation *Wundersame Fußheilung* – auf einmal ist mir ganz und gar klar, was ich jetzt machen muss. Warum Dwinte gerade jetzt und hier aufgetaucht ist. Er hat mir eine Botschaft gebracht, eine Lösung für ein Problem, das ich allein nicht hätte lösen können. Oder jedenfalls nicht so leicht. Also bugsiere ich Felisa weiter den Weg entlang. Dabei achte ich darauf, dass sie mit ihrem verletzten linken Fuß genau in der kreisrunden Mulde landen muss, in der eben noch Dwinte gestanden hat. Felisa stützt sich jetzt schwer auf meinen Arm. Sie atmet gepresst, und sie seufzt jedes Mal leise auf, wenn sie mit ihrem verstauchten Fuß auf dem Boden aufkommt. Schon fängt sie an, sich gegen mich zu sträuben. Gleich wird sie stehen bleiben, denke ich, einen Schritt vor der Mulde – aber irgendwie schaffe ich es, sie noch ein wenig weiterzuziehen.

Ihr linker Fuß hebt sich vom Boden, senkt sich aufs Neue und kommt genau in dem Loch zu stehen, aus dem Dwinte mit Blitz und Donner aufgetaucht war. Blasse Lichtzungen zucken auch um ihren Fuß herum auf, aber außer mir scheint das wieder mal niemand zu bemerken.

Abrupt bleibt Felisa stehen und schaut um sich – mit großen Augen, als ob sie gerade aus dem Tiefschlaf gerissen worden wäre. »Was soll ... was willst du ...?«, murmelt sie und starrt mich einen Moment lang verständnislos an. Sie lässt meinen Arm los und schaut an sich herab. Sie schüttelt den Kopf, und gerade da ruft Jessica zu ihr herunter:

»Feli... alles okay mit dir?«

Felisa schaut ruckartig nach oben zu dem Mauersims mit ihren beiden Freundinnen dahinter. »Na klar, was soll denn sein?«, antwortet sie in munterem Tonfall und fängt an, den Hang wieder hochzuklettern.

Für mich hat sie keinen Blick mehr. Geschweige denn ein Lächeln oder ein Dankeschön. Das ist nicht mal böse Absicht, das spüre ich genau.

Sie hat ganz einfach vergessen, dass ich ihr geholfen habe. Dass es mich, Arvid Warner, überhaupt gibt. Den Jungen mit dem Alien-Aussehen, den zweifelhaften Talenten und dem stinkenden Donnerbock.

Es tut weh, so behandelt zu werden von dem Mädchen, das man liebt. Noch vor ein paar Monaten hatte ich geglaubt, dass Felisa mich ganz okay findet – bis diese blöde Sache mit dem MP3-Player passiert ist. Warum musste ich ihr auch unbedingt vorführen, dass ich manchmal Sachen zum Schweben bringen kann? Na ja, um sie zu beeindrucken, natürlich – aber Felisa war damals überhaupt nicht beeindruckt. Sie hat behauptet, ich hätte ihr irgendwelches

Zeug in ihren Softdrink gemischt, damit sie Halluzinationen bekommt. Sie ist schreiend weggerannt und hat mich danach nur noch Alien genannt. Wenn sie überhaupt noch mit mir geredet hat.

Ich schaue ihr hinterher, wie sie schlank und flink an der steilen Felswand hochklettert. Wie ihr langes schwarzes Haar im Wind hinter ihr herweht. Wie Jessica und Lena sie oben mit Fragen und Kichern begrüßen und Felisa irgendetwas antwortet.

Da höre ich aber schon kaum mehr hin. Mein Blick ist noch einmal auf das runde Loch im Boden gefallen. Es hat die Form eines Trichters und reicht anscheinend tief in den Fels hinein. Ich knie mich neben das Loch und beuge mich tief hinab, um in den Steintrichter hineinzuspähen. Kann es sein, dass sich Dwinte durch diesen winzig schmalen Tunnel irgendwie an die Oberfläche gezwängt hat und auf dem gleichen Weg wieder verschwunden ist?

Vollkommen unmöglich, sage ich mir. Jedenfalls dann, wenn es sich um einen wirklichen Ziegenbock handelt und nicht bloß um eine Spukerscheinung. Und die wiederum braucht keine Löcher im Stein, um sich zu materialisieren und wieder aufzulösen.

Ich nehme mir vor, bei der nächsten Gelegenheit Dwinte anzufassen – ihm ins Fell oder an die Hörner zu greifen. Dann werden wir ja sehen, ob er ein wirkliches Mistvieh oder bloß ein Spukbock ist! Mit diesem Gedanken richte ich mich wieder auf.

Irgendwo hinter mir höre ich ein leises, sehr helles Sirren. Ich drehe mich um, halb darauf gefasst, dass Dwinte zurückgekehrt ist. Aber anstelle des Ziegenbocks erblicke ich gleich drei Gestalten, die mindestens genauso sonderbar aussehen.

Wenn auch – im Gegensatz zu Dwinte – atemberaubend schön.

Es sind drei Mädchen oder vielleicht auch junge Frauen. Die mittlere zumindest ist bestimmt nicht viel älter als ich. Ein grünliches Leuchten geht von ihnen aus und ihre langen silberhellen Haare glimmen und funkeln wie Sternenlicht. Auf dem schmalen Felspfad stehen sie nebeneinander und schauen alle drei zu mir her. Oder nein, sie stehen nicht – sie schweben über dem Boden, jetzt sehe ich es ganz genau. Obwohl sie mindestens dreißig Meter von mir entfernt sind.

Entfernungen scheinen plötzlich keine Rolle mehr zu spielen, weder im Raum noch in der Zeit. Dieser Gedanke zuckt mir durch den Kopf, und er kommt mir ganz selbstverständlich vor, obwohl ich ihn gar nicht wirklich begreife.

Wer sind diese drei? Spukerscheinungen? Geister? Aus welcher Welt? Und warum fühle ich auf einmal eine solche Sehnsucht, dass es mich innerlich fast zerreißt? Zwischen Menschenwelt und Geisterwelt. Zwischen Felisa und dem Mädchen da drüben, mit den langen hellen Haaren, aus denen Sternenfunkeln sprühen.

Die beiden jungen Frauen neben ihr schauen so zornig, als ob ich ihnen irgendetwas ganz Übles angetan hätte. Das Mädchen aber lächelt und macht mir Zeichen, dass ich zu ihnen kommen soll. Dabei macht sie ihren Mund auf und zu und da erklingt wieder jenes helle Sirren.

Sie spricht mit mir, denke ich – sie ruft mich!

Ohne es richtig mitgekriegt zu haben, bin ich schon auf dem Weg zu ihr.

Ich laufe die Felsrinne wieder hoch, an der Stelle vorbei, an der ich Felisa auf die Füße gehievt habe – Felisa,

die mir auf einmal ganz fremd vorkommt. Fremd und fern.

Da fällt mir ein, was Frau Krofinger gesagt hat: Der Mount Brandon ist angeblich ein Fairy Hill ...

drei

Den halben Vormittag sind wir auf kahlen, staubigen Pfaden bis zum Gipfel hochgeklettert, um die Überreste des uralten Sonnengotttempels anzuschauen. Aber von dem habe ich bisher nicht viel mehr zu sehen bekommen als ein paar wacklig aussehende Mauern.

»Bleib stehen!«, fährt mich eine der beiden jungen Frauen an. »Wage es nicht, auch nur einen Schritt weiterzugehen!«

Folgsam bleibe ich stehen, so nah vor dem Mädchen, dass wir einander mit ausgestreckten Händen gerade so berühren könnten. Ich will das Mädchen anschauen, aber die Frau zu ihrer Linken zwingt mich irgendwie, einzig sie anzusehen. Ihre Augen sind wie Gucklöcher in eine andere Welt. Darin sehe ich Bäume, die in Flammen stehen, lodernde Büsche und Farne. Vögel, die brennend vom Himmel fallen, Hasen und Rehe, die sich auf dem Boden wälzen, während Flammen aus ihrem Fell schlagen.

Ich will das alles nicht sehen. Es flößt mir Grauen ein, eine beklemmende Angst, sodass ich kaum mehr Luft holen kann. Aber die Frau hat meinen Blick gebannt und so muss ich unverwandt in ihre Augen sehen.

Sie dreht ihren Kopf ein wenig nach links, zum Sonnengotttempel hinauf, und da wird mir plötzlich klar, was sich in ihren Augen spiegelt. Es ist genau dieselbe Stelle

am Hang des Mount Brandon, an der wir auch jetzt stehen. Nur muss das, was ich in ihren Augen erblicke, in Wirklichkeit vor langer Zeit passiert sein. Auf dem Berggipfel, wo jetzt nur noch die Tempelruine steht, befand sich damals ein gewaltiger Rundbau mit bunt bemalten Reliefs. Dichter Wald bedeckte den Berghang, der heute fast nur noch aus kahlem Fels besteht. Dies alles wurde damals ein Raub der Flammen, und ob ich will oder nicht, ich muss die schreckliche Verwüstung weiter mitansehen. Und den Schmerz mitfühlen, das Grauen und den Zorn, die im Innern der Frau wüten wie ein zweiter verheerender Brand.

»Bitte lass ihn, Graíne«, sagt das Mädchen, und da endlich gelingt es mir, meinen Blick von der Frau mit den schrecklichen Augen loszureißen.

Ich schaue das Mädchen an. Sie lächelt immer noch und mit einer bittenden Geste berührt sie den Unterarm der Frau zu ihrer Linken.

»Er gehört zu uns, Graíne«, sagt sie, »das spürst du doch auch.«

Von ihren Augen geht ein grünes Leuchten aus. Schauer aus Sternenlichtfunken stieben aus ihrem Haar. Ihre Stimme klingt, wie wenn Wind über die Saiten einer Harfe streicht – jedenfalls stelle ich mir das so vor. Ich bin vollkommen durcheinander. Ich will dem Mädchen danken, aber während ich noch nach Worten suche, beginnt die zweite junge Frau zu sprechen.

»Nein, Brianna, er muss weg«, sagt sie und schaut dabei nur mich an.

Ihre Stimme ist hart und kalt wie Eis. Auch von ihr geht eine bezwingende Macht aus. Wie ich mich auch dagegen sträube, ich muss meinen Blick von dem Mädchen lösen

und diesmal der Frau zu ihrer Rechten in die Augen sehen. Ein Frösteln überläuft mich und eine tödliche Kälte kriecht in mich herein. In ihre Augen zu sehen, ist noch schrecklicher als bei der anderen jungen Frau.

Wieder sehe ich den Wald, der irgendwann vor Jahrtausenden hier den Berg bedeckt haben muss. Erneut erblicke ich auch den Tempel von Sonnengott Lug auf dem Gipfel, doch in den Augen dieser Frau ist das alles schwarz und tot. Die Bäume sind nur noch rußige Gerippe, der Tempel ist halb in sich zusammengesackt. Die bunten Steinreliefs sind so schwarz wie der Felsboden, wie der rußverhangene Himmel – wie alles, was diese Augen sehen. Nichts regt sich dort mehr, kein Lebewesen, nicht mal ein Windhauch. Nicht einmal eine Flamme oder ein Qualmfaden steigt noch aus den Trümmern auf.

»Er muss verschwinden«, sagt die zweite junge Frau mit tödlich kalter Stimme. »Verstehst du nicht, Brianna, er ist gefährlich wie alle von seiner Art – ein lebendiger Mensch!« Sie spuckt diese Worte geradezu aus, wie einen ekelhaften Brocken, der ihr irgendwie zwischen die Zähne geraten ist.

»Lass ihn!«, ruft das Mädchen – Brianna, so hat die Frau mit den Rußaugen sie genannt. »Er ist einer von uns, Niamh!«

»Ein Lebendiger ist er! Weg mit ihm!« Niamh hebt drohend eine Hand. Ihre Augen sind nur noch schwarze Schlitze.

Wie gelähmt stehe ich vor ihnen. Wie kommt Brianna darauf, dass ich zu ihnen gehöre? Wer sind sie überhaupt? Fairies? Elfen? Ja, was denn sonst! Ich bin außerstande, einen klaren Gedanken zu fassen. Irgendetwas zu sagen oder zu tun. Innerlich entzweigerissen wie niemals vorher

in meinem Leben. Und gleichzeitig – entzwei wie eigentlich immer schon.

Niamh öffnet ihren Mund und grauer Eisnebel schießt aus ihrem Rachen hervor.

»Schnell – geh weg von hier!«, ruft mir Brianna zu. Ihre Stimme klingt jetzt so schrill wie Saiten, die gleich mit einem grässlichen Knall zerreißen werden.

Ich hebe meinen Arm, will sie zum Abschied zumindest mit meiner Hand berühren. Da spüre ich auf einmal einen Sog – er geht von Niamh aus und er zieht und zerrt an mir wie mit Krallen aus Frost und Eis. Gleichzeitig erklingt eine Melodie, lockend, wehmütig, aber auch unheimlich anzuhören.

Rasch schaue ich noch einmal in Briannas Augen. Das warme grüne Leuchten darin kommt von dem frisch belaubten Wald, der sich in ihren Augen spiegelt. Die Melodie erklingt irgendwo tief in diesem Wald voll lockender Farben und Düfte.

»Rette dich!«, ruft Brianna. »Wir werden uns wiedersehen!«

Mit aller Kraft werfe ich mich nach hinten, reiße mich aus dem eiskalten Sog heraus, der von Niamh ausgeht, der Frau mit den Totenwaldaugen. Vor mir zerstioben die drei Fairies in einem Funkenwirbel und die wunderschöne Melodie verhallt.

Benommen schaue ich mich um. Ich liege rücklings am Boden, in meinem Ellbogen pocht ein leiser Schmerz. Doch tausendmal stärker ist der Schmerz, den ich tief in mir spüre. Und der sich genau wie Heimweh anfühlt.

Brianna ... »Er gehört zu uns!«, hat sie gesagt. Aber wie kommt sie darauf? Ich bin doch kein Elf, überlege ich – ich gehöre in die Welt der Menschen, wie es mir ja gerade

eben auch diese Niamh voller Abscheu entgegengeschleudert hat. »Ein lebendiger Mensch!« Und trotzdem spüre ich, dass Brianna recht hat. Dass ich irgendwie auch zu ihnen gehöre, in die Welt der Geister – mindestens genauso sehr wie in die Menschenwelt.

Auch wenn das ja überhaupt nicht sein kann. Anscheinend habe ich wirklich ab und zu Wahnvorstellungen und gerade eben war der Irre in mir wieder mal am Steuerpult.

Noch während ich mich aufrappele, höre ich Schritte. Sie klingen kein bisschen geisterhaft, aber für den Moment habe ich von stinkenden Spukböcken und gruseligen Fairies auch erst mal genug.

Nur ein paar Meter hinter der Stelle, wo eben noch Gráinne, Brianna und Niamh vor mir gestanden haben, macht der schmale Felsweg eine Biegung um den Berggipfel herum. Und während ich mir den Staub von Jeans und Shirt klopfe, kommen aus dieser Kurve ein Mann und eine Frau hervormarschiert.

Die Frau ist ungefähr im Alter meiner Mutter, schätze ich, Mitte dreißig. Der Mann hat schon ein paar Jahre mehr hinter sich – vielleicht ist er etwa so alt, wie mein Vater heute wäre.

Mein Vater, der vor fünfzehneinhalb Jahren bei einem Autounfall gestorben ist, sechs Wochen vor meiner Geburt. Gerwin Warner, dem ich meinen seltsamen Vornamen und mein Alien-Aussehen verdanke. Auf dem einzigen Foto, das meine Mutter von ihm aufbewahrt hat, sieht er haargenau so aus wie ich. So schlaksig und lang, mit mondbleichem Gesicht, flachsfarbenem Haar und Augen, die so rund und leuchtend grün sind wie die Kontrolllampen bei einem Roboter.

vier

»Wir haben genau gesehen, was du da eben gemacht hast«, sagt der Mann, als die beiden vor mir stehen.

Er sieht mich streng an, aber irgendwie so, als ob er diese Strenge gleichzeitig nur schauspielern würde. Auch seine Kleidung kommt mir nicht ganz echt vor. Er trägt einen grauen Anzug, der ihm viel zu weit ist, darunter ein grellweißes Hemd mit grauer Krawatte. Seine Haare sind kurz geschnitten und wie mit dem Lineal gescheitelt, wodurch er noch altmodischer aussieht. Aber sein Gesichtsausdruck ist wachsam und seine Bewegungen wirken kraftvoll und vollkommen kontrolliert.

Während ich noch überlege, was ich antworten soll, mischt sich die Frau ein.

»Woher hast du das mit dem Felsloch gewusst?«, fragt sie und verzieht ihr Gesicht zu einem anerkennenden Lächeln.

Die Frau trägt ein kariertes Kleid und einen genauso gemusterten Schal, der auf komplizierte Weise mit ihrer Frisur verknotet ist. Beide sprechen akzentfreies Deutsch, sind also bestimmt keine Iren. Aber was haben sie auf diesem staubigen Berg an der irischen Küste zu suchen? Es sind weder Touristen noch Lehrer, die mit ihrer Schulklasse den Tempel besichtigen, das habe ich sofort erkannt. Eher schon sehen sie aus, als wären sie eben aus einer Zeitmaschine gestiegen, die sie aus muffigsten Nachkriegszeiten hierher katapultiert hat. Ära Elvis Presley, mindestens. Was allerdings erst recht keinen Sinn ergibt.

Ich zucke mit den Schultern. Immer noch fühle ich mich ziemlich durcheinander.

»Keine Ahnung, wovon Sie reden«, sage ich. »Aber ich muss jetzt sowieso gehen – die anderen suchen mich bestimmt schon.«

Ich deute mit dem Kopf zum Berggipfel hoch. Dort sind allerdings nur der berüchtigte Mauersims und dahinter ein paar Trümmerbrocken von der Tempelruine zu sehen.

Vielleicht sind Frau Krofinger und die gesamte 9c längst wieder den Berg hinabgewandert, unten im Dorf in den Bus gestiegen und auf der Rückfahrt nach Dublin. Heute ist der letzte Tag unserer Klassenfahrt – irgendwann am Nachmittag startet unser Flieger nach Berlin.

Wer aus meiner Klasse würde mich vermissen? Wem würde überhaupt auffallen, dass Alien Warner nicht mit an Bord ist? Felisa bestimmt nicht, sage ich mir und kämpfe eine Anwandlung von Trübsinn nieder. Aber vielleicht Timm und Julian – die einzigen Jungen in der Klasse, die mich nicht einfach nur für durchgeknallt halten.

Ich nicke den beiden Zeitreisenden zu und wende mich nach rechts, um den Hang wieder hochzuklettern.

»Nicht so schnell, Freundchen!« Der Mann hebt eine Hand, wie um mich festzuhalten.

Die Frau wirft ihm einen raschen Blick zu. »Du glaubst gar nicht, wie froh wir sind, dass wir dich hier getroffen haben«, sagt sie zu mir.

Weiter kommt sie erst einmal nicht – erneut reißt ihr Begleiter das Wort an sich.

»Wir lauern schon lange auf eine Gelegenheit, in Ruhe mit dir zu reden«, erklärt er und zieht seine struppigen Augenbrauen hoch.

»Mit mir?«, gebe ich zurück. »Aber ich kenne Sie doch gar nicht!«

Ich schließe meine Augen zu schmalen Schlitzen und

versuche, die Gedanken des bulligen Mannes zu lesen. Manchmal gelingt es mir überraschend leicht, in das Bewusstsein anderer Leute einzudringen, aber diesmal habe ich keine Chance. Es fühlt sich an, als ob ich mit der Stirn gegen eine Stahltür gerannt wäre. Ich japse leise auf und öffne wieder die Augen. Gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie der Mann missbilligend die Stirn runzelt.

Lass das gefälligst, sagt er klar und deutlich in meinem Kopf.

Er setzt ein schmallippiges Grinsen auf.

»Dafür kennen wir *dich* umso besser, Arvid Warner«, fährt er auf gewöhnliche Weise fort. »Wir haben seit Langem ein Auge auf dich. Nach unseren Vorschriften mussten wir warten, bis du alt genug und bereit sein würdest. Aber jetzt endlich ist es so weit.«

Ich mache den Mund auf und wieder zu. In meinem Kopf wirbelt alles durcheinander. Wer sind diese beiden? Woher kennen sie meinen Namen? Und was wollen sie von mir? Ich bin doch einfach nur ein x-beliebiger fünfzehnjähriger Junge, wenn auch mit ein paar zweifelhaften Talenten ausgestattet, die ich sowieso nur ganz unzulänglich beherrsche. Im Gegensatz zu dem Mann, der es offenbar gelernt hat, sein Bewusstsein abzuschirmen und in Gedankensprache zu reden.

»Was für Vorschriften?«, gelingt es mir schließlich zu fragen. »Und wofür soll ich jetzt angeblich bereit sein?«

Der bullige Mann mit der altmodischen Frisur sieht sich nach allen Seiten um. Es wirkt vollkommen übertrieben, aber trotzdem habe ich überhaupt nicht den Eindruck, dass er sich über mich lustig machen würde. Er kommt mir im Gegenteil ganz und gar humorlos vor.

»Wir sind Geheimagenten«, sagt er mit gedämpfter

Stimme. »SuperNat – das ist die Abkürzung für Supernatural Secret Agency.«

»SuperNat?«, wiederhole ich. »Nie gehört.«

Mit Agenten und Geheimdiensten kenne ich mich sogar einigermaßen aus. Aber von einem Spezialdienst, der sich mit übernatürlichem Geheimwissen beschäftigt, habe ich wirklich noch nie gehört. Doch gleichzeitig spüre ich, dass der Mann zumindest in diesem Punkt die Wahrheit sagt.

Mit einem Mal werde ich ganz aufgeregt. Geheimagenten! Wie oft habe ich mir schon vorgestellt, dass ich selbst einmal als Agent waghalsige Spezialeinsätze durchführen werde. Ich versuche, mir meine Aufregung nicht anmerken zu lassen. Aber ich habe nicht den Eindruck, dass mir das besonders gut gelingt.

»Du kannst uns übrigens Alberta und Otto nennen«, sagt die Frau, »oder einfach A&O. Und natürlich hast du noch nie in deinem Leben von der SuperNat gehört. Überleg doch mal, Arvid, was das in den Zeitungen und im Fernsehen für ein Geschrei gäbe – wenn plötzlich bekannt würde, dass die Regierung einen Geheimdienst zur Aufklärung und Abwehr von Geisteraktivitäten unterhält! Offiziell gibt es schließlich gar keine Geister – und folglich kann es auch uns von der SuperNat nicht geben.«

»Oder vom GAAD«, ergänzt Otto, »dem Geisterabwehr- und -aufklärungsdienst, falls du die deutsche Bezeichnung vorziehst. In Wirklichkeit existiert nämlich fast in jedem Land eine Abteilung wie unsere. Außer den jeweiligen Regierungschefs, Ministern und militärischen Oberbefehlshabern weiß natürlich niemand, dass es uns gibt.«

Über dem Meer zu meiner Linken kreischt eine Möwe und ein halbes Dutzend von ihrer Sorte antwortet mit noch viel lauterem Geschrei. Es klingt, als ob sich die Vögel



Andreas Gößling

Supernatural Secret Agency - Geheimagent auf Elfenjagd

Band 1

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-570-30698-7

cbt

Erscheinungstermin: Februar 2012

James Bond meets Fantasy

Er ist halb Mensch, halb Geist. Er ist ein magischer Geheimagent. Und seine Mission ist lebensgefährlich. Denn nur er kann vermitteln – zwischen unserer Welt und legendären fantastischen Reichen.

Irland: Der 15-jährige Arvid kann es nicht fassen, als ihm auf einer Klassenreise nach Irland mitgeteilt wird, dass er in Wahrheit ein Halbgeist ist. Und nicht nur das: Er ist dazu auserkoren, als Geheimagent für die »Supernatural Secret Agency« zu arbeiten! Sein Auftrag: den Zorn uralter Reiche zu beschwichtigen, die sich von den Menschen zu Unrecht vergessen fühlen. Erster Einsatzort: das Elfenreich. Arvid ist schockiert und fasziniert zugleich. Denn schon bald überbringt ihm eine äußerst verführerische Elfe die wahnwitzigen Forderungen ihres Volks.